ls der russische Soldat zu mir sagte: ,Sie sind verhaftet', dachte Lich an eine Verwechslung. Das war 1947, mitten auf der Straße in Baden bei Wien. Ich kam gerade von einer Hochzeitsfeier und wurde auf dem Heimweg von einem Posten aufgefordert, mich auszuweisen. Auf der Kommandantur erfuhr ich, daß man mich für eine Spionin hielt. Ich hätte einem amerikanischen Photographen sowjetische Quartiere gezeigt, hieß es. Es muß sich um ein Mißverständnis handeln', erklärte ich. ,Ich bin nicht die, die Sie suchen, glauben Sie mir!' beteuerte ich immer wieder. Doch es half nichts. Nicht einmal meine Mutter konnte ich verständigen. Für sie war ich von einem Tag zum anderen verschollen."

"Ich wurde in einen Keller gesperrt und nachts zum Verhör geholt", erzählt Eleonora weiter. "Monatelang ging das so, bis man mir eines Tages - es war fast ein Jahr vergangen - mein Urteil verlas. Ich hörte nur die Worte ,Schuldig' und ,Zwangsarbeit'. Kurz darauf wurde ich aus meinem Verlies geführt, in einen Waggon verfrachtet und in die Sowjetunion gebracht. Wien sah ich erst acht Jahre später wieder. Ich war damals gerade 30 Jahre alt und hatte nach dem Krieg nur einen sehnlichen Wunsch: mein Musikstudium fortzu-

setzen." "Das Arbeits- und Besserungslager, in das ich kam, befand sich in Potma, 450 Kilometer südöstlich von Moskau. Wir mußten auf dem Feld, später dann in einer Näherei arbeiten. Es gab immer Schwierigkeiten mit dem Nachschub an Stoffen und Zwirn, und man verlangte von uns, die verlorene Zeit durch Rekordleistungen auszugleichen. Die einzige Beschäftigung, die man uns nach Feierabend durchgehen ließ, war das Lesen. Wir lebten in gemischten Zellen, Russinnen, Österreicherinnen und andere Ausländerinnen zusammen. Es waren viele bemerkenswerte Frauen darunter, die meisten sehr gebildet . . . Eine hatte Jessenin persönlich gekannt, die andere war eine Nichte Trotzkis."

"Um zu verhindern, daß Freundschaften sich etablierten, hat man uns Häftlinge immer wieder durcheinander gewürfelt. Eines Tages hieß es: "Sachen zusammenpacken!" und wir wurden an einen anderen Ort überstellt. In Tscheljabinsk war Zwischenstation, und an der Tür stand plötzlich eine Frau, die mir außerordentlich gut gefiel: Sie hatte glatt zurückgekämmtes silbergraues Haar und blaugraue Augen. Mit einem Mal wußte ich, daß kann nur die Russin sein, von der hier alle sprachen, und ich sagte zu ihr: ,Sie sind Olga Dimitrewna Nawrozkaja." Als Zeichen dafür, daß auch sie von mir gehört hatte, antwortete sie: ,Ja. Und Sie sind Eleonora."

"Zieht es Ihnen nicht?" fragt die alte Dame und blickt zur offenstehenden Balkontür, hinter der sich das Grün des Gorki-Parks abzeichnet. Moskau. Ein heißer Julitag, noch zu Gorbatschows Zeiten. Olga Dimitrewna rückt instinktiv näher an den Tisch heran, und ihr strenges Profil mit dem Nackenknoten senkt sich über das Mikrophon.

Was sie sagt, klingt nicht, als würde sie einen Brief diktieren, auch nicht, als führte sie ein Telephongespräch, es erinnert vielmehr an eine Schauspielerin, die fernab jeder Bühne, ohne Schminke und Kostüm, ihren Text spricht: "Elli, mein Liebes, Du weißt, wie sehr ich Dich mag, wie oft ich an Dich denke und bis zuletzt an Dich denken werde . . . "

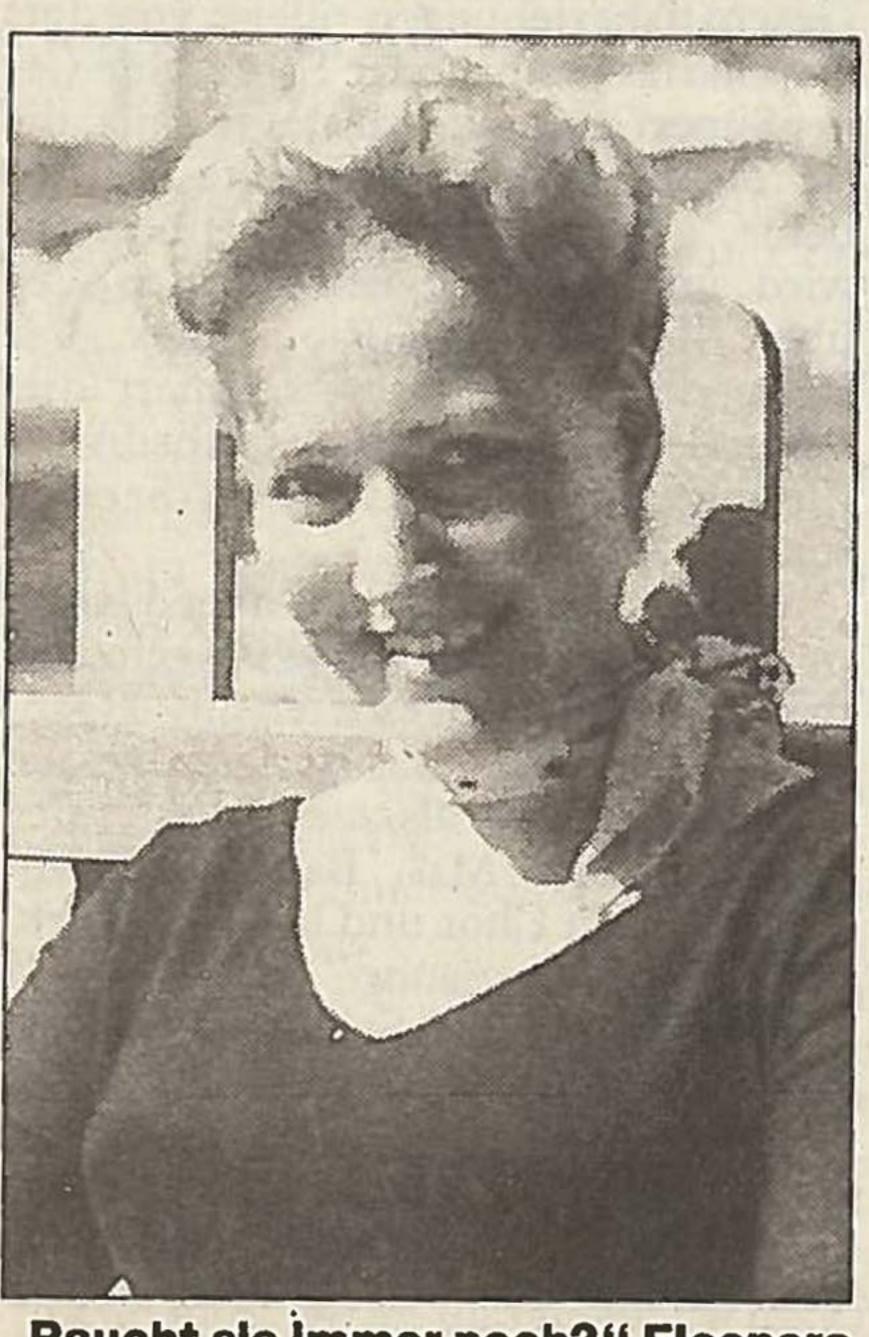
Bei zugezogenen Vorhängen sitzt Eleonora in ihrer Wohnung in Wien, eine Schublade mit Briefen und Photos auf den Knien. "Ist sie nicht rührend?" fragt sie mitten in die Rede der Abwesenden hinein und drückt auf die Stopptaste. Wenn sie von der um 20 Jahre älteren Freundin als "Ljalja" spricht, offenbart sich der Wunsch, die andere zu umhegen, zu umsorgen, zu verhätscheln wie ein Kind, nennt sie sie "Olga Dimitrewna", scheint das Verhältnis sich umzukehren, und es klingt, als schwärme ein Teenager von seiner Lehrerin.

Briefe waren immer schon zwischen Moskau und Wien und Wien und Moskau hin und hergegangen. Einander zu besuchen kam trotz Perestroika nicht in Frage. Olga wird nächstes Jahr 90 und fühlt sich für eine weite Reise zu schwach, Eleonora mußte aus Rücksicht auf ihren kranken Mann die letzten Jahre das Haus hüten. Seit eine Überbringerin sich gefunden hat, werden Geschenke ausgetauscht: tellerfertige Gerichte aus Wien gegen Gedichtbände und buntbedruckte Tücher aus

Moskau. "Weiß Elli denn, daß es bei uns nichts zu kaufen gibt?" fragt Olga besorgt. Sie hätte der Feundin gern "etwas Schönes" geschickt und vergißt dabei ganz, daß niemand sich Haute Couture erwartet, wenn er ein Geschenk aus Moskau erhält. Doch die alte Dame aus dem siebenten

Eleonora Bernert wird 1947 von den Sowjets verdächtigt, Amerikanern in Baden Sowjet-Quartiere gezeigt zu haben. Ein Gericht verurteilt sie zu acht Jahren Zwangsarbeit in Rußland. Olga Nawrozkaja wird der Spionage verdächtigt und unter Stalin zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. Zwei Frauen, die eine aus Wien, die andere aus Moskau, gehen gemeinsam durch Jahre der Lagerhaft. Um ihre Verbindung nicht abreißen zu lassen, tauschen sie heute Tonbänder aus.

Von Irene Hanappi



"Raucht sie immer noch?" Eleonora Bernert, 1955.

Stock des Hauses an der Uferstraße geht kaum mehr aus. Die Stadt, die die ihre war, trägt sie in sich, die heutige kennt sie nicht mehr. Sie erspart es sich, die Innenwelt der Außenwelt anzupassen, und hält an "ihrem" Bild fest, aus der "Zeit davor", als sie zum Silvesterball im Hotel Metropol ein schwarzes Paillettenkleid trug. Das war 1937, kurz vor ihrer Verhaftung. Doch den Stil der Grande Dame hat sie niemals abgelegt, im Gefängnis nicht und auch nicht im Alter.

Elli erinnert sich: "Die Zellen waren sehr klein, der Zwischenraum zwischen den Pritschen so eng, daß man der Breite nach nicht durchgehen konnte. Wir anderen stolperten immer irgendwie hin und her, Olga aber blieb aufrecht, drehte sich in der Hüfte und schob ihren Körper seitlich durch den schmalen Gang. Ich bewundere sie heute noch für ihre Haltung und ihre Disziplin."

Haltung scheint ein Wort aus einer anderen Zeit zu sein, jener Zeit, als eine deutsche Gouvernante sich um Olgas Erziehung bemühte. "Ich wuchs in Sankt Petersburg auf, zwölf Zimmer, vier Dienstboten und ein beinahe höfisches Zeremoniell. Bevor wir zu Tisch gingen, mußten meine Schwester und ich vor der Großmutter einen Knicks machen. ,Reverance", fügt sie das französische Wort hinzu. "Wir lernten Klavier spielen, Deutsch, Französisch, und einmal die Woche kam wie bei Tonio Kröger ein italienischer Tanzmeister und bereitete uns auf zukünftige Bälle vor."

Statt ausgelassener Tänze kam die Revolution. Olga Dimitrewna mußte sich Arbeit suchen und begann, deutschen Diplomaten Privatstunden zu geben. Damit verdient sie sich bis heute ihren Lebensunterhalt. Sie heiratete, die Ehe blieb kinderlos. Ihr Mann hatte in Oxford studiert und war Inhaber eines Übersetzungsbüros, was damals genügte, um der Spionage verdächtigt zu werden. Er wurde 1937 von Stalins Schergen erschossen, das einzige nachweisbare Indiz waren seine Fremdsprachenkenntnisse. Aus demselben Grund verhaftete man auch seine Frau. Olga wurde zwischen 1937 und 1939 interniert, danach freigelassen und 1941 zu 15 Jahren Lagerhaft verurteilt.

Wien: "Die nächste Etappe hieß Wladimir", erzählt Eleonora, die an diesem kalten Dezembermorgen starken Kaffee gekocht hat. "Olga war die einzige Russin unter uns, und ihr verdanke ich es, daß ich die Sprache so perfekt lernte. Sie kannte alle Gedichte von Alexander Blok auswendig und sagte sie mir vor, wenn sie sich vor dem Schlafengehen das Haar kämmte. Schreiben durften wir ja nicht. Dann trennte man uns von einem Tag zum anderen, und ich ging in den Hungerstreik. , Meine Freundin hat eine Asthmaallergie', beschwor ich die Wache. ,Ich weiß, wie man sie behandeln muß, lassen Sie mich zu ihr!' Nach fast drei Tagen ohne Nahrung und ohne Wasser durften wir wieder beisammen sein. Der diensthabende Hauptmann muß sich wohl gedacht haben: ,Wer weiß, wofür man die Osterreicher noch braucht.' Das war 1955, kurz vor dem Staatsvertrag."

"Es dauerte dann wirklich nur mehr ließ. Und Ljalja blieb allein zurück. Ich sehe sie heute noch vor mir: Sie stand in der Zelle und verzog keine Miene, bis wir gegangen waren. Dann erst weinte sie. Das erzählte sie mir 1979, bei unserem Wiedersehen."

Das Geschenkpapier raschelt. Beim Auspacken der pflaumenblauen Bluse stößt die elegante Dame einen Schrei aus. "Elli", sagt sie kurz darauf ins Mikrophon. "Was hast Du mir doch für eine Freude gemacht! Von genau dieser Farbe

habe ich geträumt!" "Ich wurde unter Chruschtschow rehabilitiert", erzählt Madame Nawrozkaja und füllt zwei Gläser mit Sherry. "Als Entschädigung erhielt ich diese Wohnung hier, für die ich sehr wenig Miete zahle. Außerdem steht mir, natürlich nicht kostenlos, einmal wöchentlich eine Lebensmittelration zu: Reis, Speiseöl, Mayonnaise, ein paar Eier und eine Dose Fischkonserven. Damit kann auch die beste Köchin nichts anfangen, meine Schüler wissen das und bezahlen ihre Stunden mit Wurst, Käse, Obst und Naschereien aus dem Devisengeschäft."

Für Moskauer Verhältnisse bewohnt Madame Nawrozkaja ein ungewöhnliches Interieur: weder dunkel noch schmutzig noch vollgeräumt mit Büchern. Die Möbel stammen alle aus den fünfziger Jahren. Wie bei Elli markieren sie den Zeitpunkt, wo für sie das Leben wieder einsetzte. Besucher aus dem Westen sind darüber enttäuscht, hätten die Aristokratin lieber inmitten, von Antiquitäten gesehen.

Stets stehen frische Rosen auf dem Tisch. Ungeachtet ihrer Jahre, nehmen Männer im Leben dieser Frau einen wichtigen Platz ein. Ihre beiden Schüler, der eine 50, der andere 30, verehren

sie. Ihr Arzt, 48, besucht sie einmal in der Woche und bleibt stets länger, als die Untersuchung es verlangt. Denn Olga Dimitrewna versteht es, Konversation zu führen. Sie betreibt diese Kunst wie andere ein Hobby, erzählt Anekdoten, wechselt dann zu Poesie oder gibt spontan den Inhalt eines Romans wieder.

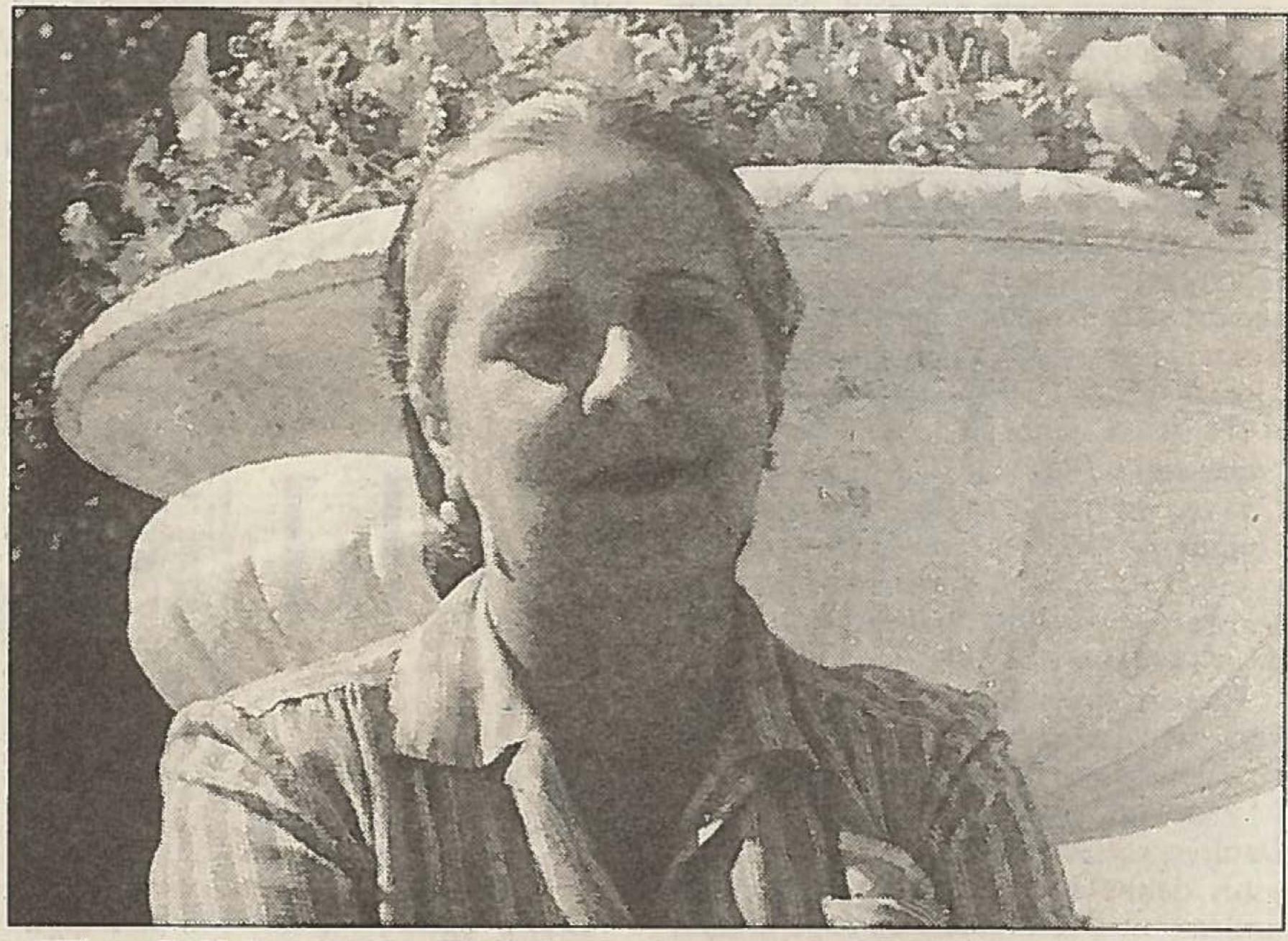
Griffbereit wie die Zigaretten, liegen neben ihr Briefe und Ansichtskarten, die sie mehrmals am Tag zur Hand nimmt und aus denen sie manchmal vorliest wie zum Beispiel die Weihnachtsgrüße des ehemaligen deutschen Botschafters: "Meine Frau umarmt Sie, und ich kniee nieder vor Ihnen." "Er hat immer schon etwas übertrieben", meint sie en passant. "Aber es klingt trotzdem schön, finden Sie nicht?"

"Raucht sie immer noch?" erkundigt sich Elli, die beim Abhören des Bandes

dem offenen Kamin und der im Halbrund geschwungenen Hausbar.

"Am 15. Mai wurde in Wien der Staatsvertrag unterzeichnet, und wir fuhren in der 'Grünen Minna', auf russisch, Tschorni Woron', ,Schwarzer Rabe', über den Manegeplatz. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich den Kreml und die Basiliuskathedrale und war beeindruckt. Gegen die Russen habe ich nie Haß empfunden. Ich liebe ihre Sprache, ihre Mentalität und habe Regime und Menschen immer auseinandergehalten."

"Am selben Tag rief ich Ljaljas 75jährige Mutter an, um sie zu beruhigen. In die Telephonzelle nahm ich eine Zeugin mit, weil ich Angst hatte, man würde mich wieder der Spionage beschuldigen. Einen Monat blieben wir in einem Sammellager in Moskau.



"Elli, mein Liebes." Olga Dimitrewna Nawrozkaja, 1954.

Photos: Privatarchiv

hat. "Das sollte sie nicht tun!"

"Ich kann in zehn Jahren sterben oder in zehn Minuten", philosophiert die Nawrozkaja beim nächsten Wiedersehen. "Das Schöne ist, ich weiß es ganz bestimmt, man merkt nicht, wenn es soweit ist. Man denkt bis zuletzt: ,Ich Hause eigene Sachen bekommen hatleg' mich kurz hin, steh' dann auf und esse zu Mittag."

haben die Kinder auch schlechte Manie- nen."

Dann wieder wird ihre Stimme leise und versiegt fast, wenn sie traurig ist. "Natürlich war es furchtbar, aber nirgends auf der Welt ist der Wunsch zu leben stärker als im Gefängnis. Man lebt in der Hoffnung auf den Tag, an dem man in die Freiheit entlassen wird. Die Wienerinnen drehten sich täglich die Haare ein oder nähten aus Fischgräten Abnäher in die gestreiften Jacken, um die Illusion zu bewahren, daß das Leben

weitergeht." Weder Haß noch Wut hat sich in ihr aufgestaut. Kein einziges "Hätte-ichnur" oder "Wäre-ich-doch" kommt ihr über die Lippen. Nicht einmal Bedauern über die verlorenen Jahre. Am liebsten lebhafter wird - über die Liebe. Die Gesellschaft von Männern zieht sie jener von Frauen vor: "Sie sind die Schwächeren und daher leichter im Umgang", meint sie und schließt nur ihre Wiener Freundin von dieser Verallgemeinerung

Ohne vom Sofa aufzustehen, greift sie plötzlich nach einem Gegenstand, der in ihrer hohlen Hand wie ein aus dem Nest gefallener Vogel liegt. "Sehen Sie sich das an! Elli hat dieses Püppchen aus Brotkrumen geformt. Sie ist ungewöhnlich begabt."

s gab im Lager auch ein Klavier", erinnert sich Eleonora. "Wer die Norm erfüllt hat, darf Theater spielen', hieß es. Wir arbeiteten in der Näherei und mußten eine bestimmte Anzahl von Stoffteilen zusammennähen. Doch das Pensum war so hoch, daß kaum eine es schaffte. Man erlaubte mir trotzdem mitzumachen, weil ich so unwahrscheinlich mager war. Ich entschied mich, das ,Land des Lächelns' aufzuführen, übersetzte das Libretto ins Russische – mittlerweile konnte ich die Sprache gut genug - und schnitt der Hauptdarstellerin die Haare. Mit Prontosil, einem Medikament gegen Harnwegsinfekte, färbten wir die Stoffe ein und nähten daraus weite Hosen."

"Norm und Prozente, die werden vergehen, nur die Musik bleibt ewig bestehen . . . ", jubelten die Mitgefangenen ihr zu, als sie, "ein Schatten ihrer selbst, ein knöcherner Maestro", sich verbeugte. Noch heute beherrscht Elli den russischen Text der Operette und singt einfach drauflos, mitten in ihrem gediegenen Wohnzimmer mit

das Klicken eines Feuerzeuges bemerkt Dann war es endlich soweit. Für die Heimfahrt mit dem Zug händigte man uns Schuhe und Kleider aus, buntbedruckte Jungmädchenkleider, weiß ich noch. Auf dem Bahnhof warteten russische Frauen, um sie uns abzukaufen. Diejenigen unter uns, die von zu ten, gaben ihre Kleider für ein paar Rubel her und kauften dafür Likör. Wenn sie vorgibt, entrüstet zu sein, Die Bahnfahrt verlief ohne Zwischenkommt ein knurrender Laut aus ihrer fälle, aber wir waren trotzdem aufge-Kehle: "Was, in Wien sagt man nicht regt. Bis zur ungarischen Grenze zitmehr, Küß die Hand'?" oder: "In Europa terten wir, und dann flossen die Trä-

> Tach ihrer Rückkehr aus der Gefangenschaft etablierte sich Eleonora als Russischübersetzerin und Dolmetscherin in Wien, heiratete und bekam eine Tochter, die sie Nina nannte. Anfang der siebziger Jahre erreichte sie ein Brief aus dem auswärtigen Amt in Bonn: "Sehr geehrte gnädige Frau! Ich habe erfahren, daß Sie im Ural mit einer helläugigen, dunklen, gutaussehenden Russin inhaftiert waren, die von mir geredet hat, und erkannte in dieser Frau meine alte Freundin Ljalja . . . "

Olga Dimitrewna lacht. "Er war mein Liebhaber", gesteht sie und blickt zu der Schwarzweißphotographie auf dem ein paar Wochen, bis man uns gehen spricht sie - man merkt es daran, daß sie Tisch neben der Lampe. Sie zeigt einen jovialen Herrn im dunklen Anzug mit Seitenscheitel. "Unser ,Roman" (so sagt man im Russischen zu einer Affäre) dauerte fünf Jahre. Dann wurde ich das erste Mal verhaftet. Nach meiner Entlassung brach der Krieg aus, und er mußte als deutscher Diplomat die Stadt verlassen. 1941, als der Feind vor Moskau stand, hieß es, er habe den Versuch gewagt, mich zu befreien. Diese Anschuldigung trug mir weitere 15 Jahre Arbeitslager ein. Als ich das zweite Mal freikam, erfuhr ich, daß er mittlerweile geheiratet hatte."

"Sie war eine "Femme fatale", die Ljalja . . . " Eleonora gibt sich bewundernd. "Die Szene ihrer ersten Begegnung mit diesem Mann hat sie mir oft und oft vorgespielt. Er war damals ein junger Botschaftssekretär – und sie 35. Er kam zu ihr zum Unterricht. Sie hat ihn angesehen – Elli stemmt die Hände in die Hüften wie Ljalja es getan hat -, und es ist passiert."

Über den Kurierdienst der deutschen Botschaft entwickelte sich ab 1972 ein unzensurierter Briefwechsel zwischen den beiden Frauen. 1979 kam es dann zum Wiedersehen. "22 Jahre waren vergangen, doch wir steckten immer noch voller Angst. Manche Teile des Gesprächs schrieben wir auf kleine Zettel."

Eleonora stellt die Schublade mit den Briefen und Photos neben sich auf den Fußboden. Sie hält Ljaljas Brief Nummer acht in der Hand, setzt die Brille auf und liest vor: "Ich erinnere mich in Dankbarkeit an die Jahre, die Du mir verschönt hast. Ich will Dir danken, doch warum klingen alle Worte, die vom Herzen kommen, so

banal?"